

Abutorab Chosrawi

Der Diwan von Sumanat

[Sumanat: Tempel in Gudjarat (Indien), zerstört durch Mahmud von Ghazna, gest. 1030]

In seiner Anthologie persischer Dichter in Indien schreibt Schafiq Lahuri im Kapitel über den *Diwan von Sumanat*, die Ursache dafür, daß dieser Diwan nie niedergeschrieben wurde, habe nicht darin bestanden, daß er nicht vollendet worden sei, trug doch der Dichter sein letztes Gedicht mit mächtiger Stimme vor den Wachen der Hauptstadt der iranischen Provinz Fars vor; vielmehr habe dieser Umstand seinen Grund darin gehabt, daß seine Verse nicht in Worte zu fassen gewesen seien und sie, sobald die Überlieferer sie auf Papier niederschrieben wollten, die Konsistenz einer Leiche angenommen und nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit dem aufgewiesenen hätten, was sie in lebendigem Zustand gewesen waren, was den Vorteil hatte, daß die Gedichte von Tabib Hendi, mochten sie auch nirgends aufgezeichnet sein, nicht zu seelenlosen Hüllen verkamen. Schafiq Lahuri schreibt zur Lebensgeschichte von Tabib Hendi, dem „indischen Arzt“, daß Amir Mas'ud Bahadur Chan, bekannt unter dem Dichternamen Tabib Hendi, der Dichter des *Diwan von Sumanat* und älteste Sohn des muslimischen Maharadschas Mir Subhan Ali Bahadur Chan, von mittlerem Wuchs und außerordentlicher Schönheit gewesen ist, sein Gesicht durch eine breite Stirn, grüne Augen, silbrig schimmerndem Teint und einen Bart, pechschwarz wie die Locken seines Hauptes, die auf die schmalen Schultern und elfenbeinfarbenen Arme fielen, sich auszeichnete, und er, wo immer er vorüberging, die Leute in Verwirrung und Leidenschaft versetzte. Zwar stammte er aus Delhi, doch da er in Schiraz lebte, kennt man ihn unter den Literaten auch als Tabib Schirazi. Es ist weithin bekannt, daß er es im Verfassen solcher Gedichte zur Meisterschaft gebracht hat, die nicht dem Geschlecht der Worte angehörten, und aus demselben Grunde anerkannten ihn die Zauberer als einen der ihren. Es heißt, so schreibt Schafiq Lahuri, der Ursprung seiner Dichtung habe darin gelegen, daß er ihr eine Körperlichkeit zusprach und er die Verpflichtung, Poesie zu erschaffen, in der Empfindung eines körperlichen Mangels wußte, einem unsichtbaren Mond oder Stern etwa, einem Bach, der in der sengenden Wüste nicht fließt, einem Schmetterling, der am Himmel nicht fliegt, oder Gras, das aus dem Boden nicht sprießt. Den überlieferten

Geschichten, die von Mund zu Mund getragen worden sind, ist zu entnehmen, daß es ihm in der Poesie nicht allein um Worte zu tun war und er diese vielmehr auf einer höheren Ebene als eine Schöpfung von Dingen verstand, wobei der Keim der Dinge für ihn in den Worten verborgen lag. Eine Entsprechung dieses Vorgangs findet sich in jenen Geschehnissen, die sich als Gerüchte verbreiten und zu denen auch jenes gehört, das seinen Anfang damit nahm, daß Tabib eines Tages, seiner täglichen Gewohnheit gemäß, allein in seiner Kammer saß, vor sich das Pult mit einem geöffneten Buch, und ein Schmetterling durchs Fenster flog und auf den Stiel seiner Feder im Federkasten sich setzte.

Mit welcher Absicht bist du in meine Einsamkeit gekommen, was verlangst du von mir? fragt Tabib.

Ich suche meinen schönen Gefährten, der in deiner Phantasie lebt, antwortet der Schmetterling.

Tabib taucht seine Feder in die Tinte und schreibt ein Gedicht in der Gestalt eines farbigen Schmetterlings, der sich aus den Zeilen auf dem Papier löst, gemeinsam mit dem Schmetterling, der auf ihn gewartet hat, auffliegt, Tabibs Kopf umkreist und aus dem Fenster flattert.

Ein weiteres Geschehnis nimmt seinen Lauf, als Tabib eines Tages, zur wärmsten Jahreszeit, mit einigen Gefolgsleuten in die Wüste geht. Ihre Köpfe lodern in der Sonne, der Durst übermächtigt sie, und einer der Gefolgsleute klagt, es gebe weder Wasser noch Schatten zur Rast. Da spricht Tabib ein Gedicht in der Gestalt eines in der Wüste entspringenden Baches und fügt diesem ein Gedicht in Form einer grünen Zypresse bei, die aus der Erde aufragt und Schatten spendet.

Schafiq Lahuri überliefert, daß Tabib in der Blüte seiner Jugend auf den nachdrücklichen Wunsch seines Vaters Medizin studierte, jedoch Gott der Erhabene und Gepriesene ihm im Herbst seines Lebens, da er das dichterische Talent von mehr als sieben Generationen seiner dichtenden Vorfahren geerbt hatte und ein erstaunliches Gedächtnis für die Hymnen seiner Ahnen besaß, da er außerdem keinem anderen Erbe nur die geringste Beachtung schenkte und nicht zuletzt da er in strenger Askese lebte, daß also der Erhabene und Gepriesene ihm die Gabe verlieh, Worte in Körper zu verwandeln und Tabib eben deswegen für einen Zauberer gehalten wurde. Es heißt, nicht er sei es gewesen, der die Körper seiner Verse beseelte, vielmehr habe Gott der Erwecker den Gegenständen, die Tabibs

Phantasie erfüllten, eine Seele eingehaucht. Vergleichbar der Erschaffung des leiblichen Keimes Jesu im heiligen Schoß Mariens, dem das Leben einwohnte, verwandelten sich auch diese Gegenstände, indem sie, im Anfang nur leblose Keime seiner Vorstellung, durch den Hauch des Heiligen Geistes zum Dasein erwachten. Des weiteren schreibt Schafiq Lahuri, daß kein Buch die Gedichte aus dem *Diwan von Sumanat* auf seinen Seiten je erblickt hätte, sie dafür aber auf den Seiten der Erde aufgezeichnet worden seien, und er fügt hinzu, daß die Lehrmeister über seine Worte gespottet und ihn der Lüge bezichtigt hätten, hätte er jemals ein Entwurf der Gegenstände oder Gedichte in einem Diwan festzuhalten versucht, schließlich sei es nicht glaubhaft zu belegen, daß Verse von solcher Majestät sich nicht als Seiten eines Buches offenbarten und in Papier nicht einzuschreiben waren. Vermutlich war er, wie die Magier sagten, tatsächlich ein Zauberer und ist nur aus Versehen in meine Anthologie gelangt, schreibt Schafiq Lahuri und fährt fort: Die Gelehrten werden uns im Zweifel tadelnd fragen, wie wir denn einen Dichter ohne Diwan überliefern konnten und einen Diwan, der nicht existiert, doch gestützt auf das Zeugnis besagter Schmetterlinge, Vögel und Blumen, deren Stammbaum sich von seinen Gedichten ableitet und die noch immer im paradiesischen Erampark von Schiraz leben, zählen wir Tabib gleichwohl zu den Großen unter den Dichtern. Mag es von ihm keine Schrift geben, die mit leiblichen Augen gelesen werden könnte, so haben wir doch den *Diwan von Sumanat* schon oft mit dem Auge der Seele gelesen und seine von Mund zu Mund getragene Lebensgeschichte vernommen. So wird von einer Sommernacht berichtet, in welcher der Mond durch den gläsernen Fries über der Tür in seine Kammer schien und die langstieligen Rosen vor den Fenstern ihre Schatten auf den Marmorfußboden warfen, berichtet und auch von einer feengesichtigen Schönen, die in jener Nacht sein Gemach in einem Gewand aus roter Seide, das weich die Kurven ihres Körpers umfließt, betritt und ihn mit einer Stimme sanft wie eine Sommerbrise grüßt. Tabib hebt verwirrt den Kopf vom seidenen Kissen und fragt:

Wer bist du?

Ich bin deine Gefangene, sprach sie.

Wo ist denn dein Gefängnis, wenn du meine Gefangene bist? fragt er.

Du bist mein Gefängnis! sprach sie

Wie wirst du die Freiheit erlangen? fragte er.

Bis Schiraz werde ich deine Gefangene bleiben! sprach sie.

Tabib blinzelt. Die Frau verschwindet, doch vermag er kraft seines Gedächtnisses, das Gott der Erhabene und Allmächtige seiner innersten Natur eingepflanzt hat, ihre Gestalt sich zu gegenwärtigen und schließt nächstens kein Auge, um schon in der Morgendämmerung nach Schiraz aufzubrechen, jene Feengesichtige zu befreien. In vierzig Tagen legt er die weite Strecke von Delhi nach Schiraz zurück, auf die Gelegenheit hoffend, sie zu befreien oder sich mit ihr zu vereinen und also auch den Schlüssel zu finden, der den Vorfall erklärt, so daß von der Qual er sich befreien könne, Gefängniswärter einer Frau von solch herrlicher Anmut zu sein, ist doch ein solcher Zustand höchst beschämend für einen Dichter wie ihn, der es nimmer ertragen könnte, selbst eine Ameise bloß gefangen zu setzen. Über das Leben von Tabib Hendi in Schiraz, insbesondere bei Ausbruch der Pest in dieser Stadt, berichtet nun Mirza Mohammad Hasan Surmaqani, der Kanzleisekretär von Mahmud Chan, dem Fürsten der Provinz Fars, folgendes: Ich hatte schon von Tabib Hendi gehört, der sich in der Karavanserai am Schwarzen Stein niedergelassen und das Vertrauen sämtlicher Bewohner der Provinz in seine Heilkunst gewonnen hatte. Selbst aus den Ländern Arabiens suchten ihn Schwerkranke auf und wurden geheilt. Es heißt sogar, daß er mit seinem messianischen Atem Tote zum Leben erweckte, doch kann der Schreiber dieser Zeilen solche Berichte nicht aus eigener Zeugenschaft bestätigen, wiewohl er Tabibs Bemühungen in jener schweren Zeit mit eigenen Augen gesehen hat, die Pestbefallenen zu heilen, und sich im besonderen jener drei Tage erinnert, an denen sich die Hauptstadt der Provinz Fars, Schiraz, entvölkerte und ihre Bewohner in den Schutz der Berge und auf die Anhöhen sich flüchteten, kein Lebewesen mehr die Plätze und Gassen durchmaß und nur die Leichen der von der Pest dahingerafften Menschen und Tiere die Straßen bedeckten, weil es niemanden mehr gab, der sie hätte begraben können. Der Fürst, Seine Majestät Mahmud Chan, hatte angeordnet, daß zweimal am Tag Eilpostwagen des Herrscherhauses durch die Stadtviertel fahren sollten, um die Leichen zum Friedhof zu schaffen und sie ohne Waschung und Leichenhemd unter die Erde zu bringen. Die Tagelöhner, die für das Herrscherhaus arbeiteten, hatten aus Furcht vor der Pest das Gesicht verhüllt und trugen lederne Mäntel und Handschuhe. Sie zogen die Leichen auf die Ladefläche der Wagen und bedeckten sie mit Kalk und arsenhaltigem Schwefel, damit die Pest nicht auf sie selber

übergriffe, und konnten doch nicht verhindern, daß der Gestank der Verwesung die Luft vergiftete. In eben jenen Tagen war es, daß wir Tabib trafen, um ihn seither nie mehr zu sehen: Der Schreiber dieser Zeilen suchte ihn am dritten Tag der Pest im verwahrlosten „Prinz-Mansur“-Viertel auf, wo er bei einem halbtoten Pestkranken saß, dem er ein Gebräu aus einem Kupferbecher einflößte. Das weiße Haar hing ihm wirr um den Kopf und die hageren Schultern. Als mein Schatten auf ihn fiel, wandte er sich um und sagte ohne ein Wort der Anrede, die Pest sei eine Hymne des Todes, gedichtet von Satan, dem Verfluchten. Ich fragte ihn, was ihn unter all den Pesttoten ausharren ließe, wo doch alle Einwohner aus der Stadt geflohen seien.

Ich suche eine Frau, die ich kenne und heilen werde, sollte sie von der Pest befallen, aber noch am Leben sein, sprach er.

Die Pest verändert die Gesichter der Menschen, wandte ich ein.

Die ich suche, werde ich auch unter sieben Pestschleiern erkennen, sprach er.

Es war diese Begegnung, die mich Seiner Majestät, des Fürsten, als seine Gemahlin pestkrank danieder lag, anraten ließ, die Erstellung eines Erlasses zu befehlen, demzufolge Tabib Hendi zum Harem sich begeben und die Fürstin in die Gemeinschaft des Harems zurückbringen solle. Der Fürst erteilte die Erlaubnis, einen Erlaß auszustellen, demzufolge er befahl, unverzüglich zur Zitadelle aufzubrechen und seinem Antlitz wieder die Fürstin zuzuführen.

Im Verlangen nach der Rückkehr der Fürstin überbrachte der Schreiber dieser Zeilen jenen Brief, den er selbst aufgesetzt hatte, in die Karawanserei am Schwarzen Stein. Offenbar im Zustand der Wachheit sich befindend, hörte er das Hufgeklapper unserer Pferde in der Stille der menschenleeren Stadt und öffnete die Tür just, da ihn der Wachhauptmann mit furchterregender Stimme rief. Ein grobes Tuch bedeckte Kopf und Schultern, an den Füßen trug er Pantoffeln. Ich entrollte den herrscherlichen Erlaß, überreichte ihn seinen zitternden Händen und ließ einen Wachmann ihm mit der Fackel leuchten, woraufhin er las und sagte, er habe in den Befehlen dieses Erlasses die Komödie seines unheilvollen Geschicks vernommen, ohne daß sich die Bedeutung seiner Worte mir in jener Stunde erschlossen hätte.

Was hat ein abgemagerter Dichter wie ich dem Willen eines siegreichen Herrschers entgegensetzen? setzte er hinzu.

Er zitterte, fügte aber sich und bestieg mit schreckengezeichneter Miene das Handpferd. Im Licht der Fackel sah ich sein regungsloses Profil und ebenso das Gesicht des Gardenführers, das einem Schild gleich hart und seelenlos war. Wir zogen über Straßen und Plätze und erreichten den Artillerieplatz vor der eingefriedeten Zitadelle. Wir ritten durch das Tor zur Burg, an deren Mauern Fackeln die ockerfarbenen Ziegel erhellten. Silbrig behelmte Wachen standen in stählerner Rüstung vor den Festungsmauern und Palastgebäuden. Schwarze Eunuchen empfingen uns in den Hallen, wo Öllampen brannten, und hielten uns zum Absteigen Zügel und Steigbügel. Die Wache geleitete uns zu beiden Seiten, als wir die breite Treppe zum Harem hinaufstiegen. Wir betraten das Haremsgebäude, darin bitterer Arzneigeruch die Luft tränkte. Seit Tagen schon bereiteten die herrscherlichen Ärzte den pestkranken Palastbewohnern verschiedene Arzneien in allerhand Kolben und Destilliergefäßen zu, ohne die geringste Wirkung zu erzielen. Totenklagen erhoben sich im Gemäuer aller Orten. In den verspiegelten Decken und Wänden brach sich das Licht der Kronleuchter. Einige schwarze Eunuchen trugen einer Dienerin Leib aus dem Harem, der von einem Leichentuch umwickelt war. Schulter an Schulter mit Tabib betrat ich den kristallinen Boden. Aus Furcht, der Boden sei ein Teich klaren Wassers, der unsere Beine und Gestalt reflektieren würde, scheute er sich, den Fuß aufzusetzen. Ich ergriff Tabib und führte ihn hinüber. Sodann bestiegen wir eine gewundene Treppe aus Türkis mit elfenbeinfarbenem Handlauf und gelangten in einen bernsteingepflasterten Hof, von dem aus wir das Schlafgemach der Fürstin betraten, dessen Boden und Wände mit Rubinen eingefasst waren. Bedeckt von einem perlmuttgewebten Überwurf, lag sie auf einem breiten Bett und hatte dem ersten Augenschein nach die Schwelle des Todes noch nicht überschritten. Aufmerksam betrachtete Tabib ihr Gesicht, das eine grünliche Farbe angenommen hatte. Die Linien des Todeskampfes hatten sich tief in ihr pestgezeichnetes Gesicht eingegraben. In einer unbändigen Verkrampfung hatte die Fürstin ihre Zähne in der Zunge verbissen, und ein dünner Faden ihres verpesteten Blutes zog vertrocknet sich an ihrem Mundwinkel herab. Seit sie am Freitag die Haare sich ausgerissen und am Samstag Ruhe von ihrem Körper Besitz ergriffen hatte, schien die weiße Kopfhaut in Verwesung begriffen. Die Geschwulst an ihrem Hals war auf die Größe der Kieferknochen angeschwollen.

Von Furcht übermannt, nahm Tabib seine Zuflucht zum Gebet, wandte sein Gesicht zum Himmel über dem intarsiengeschmückten Dachgewölbe und hob an, den Allmächtigen mit lauter Stimme anzurufen, dieser möge ihn aus den Klauen der Pest und des tyrannischen Herrschers befreien. Hoffend scheinbar auf Beistand aus dem Wesen des Erhabenen Gottes, sagte er in seinem Herzen sämtlich lebensspendende Gebete auf, mochte in ihnen die Formel verborgen sein, durch die alles Leid ein Ende finde. Wie wir es deuteten, suchte er in diesem Schlafgemach nach einer Posaune gleich der, die der Erzengel Esrafil auf Gottes Geheiß am Tage des Jüngsten Gerichts erschallen läßt, um die Gestorbenen zu neuem, jenseitigem Leben zu erwecken. Dem himmlischen Vorbild folgend, wollte er auf dieser Posaune für die Fürstin spielen, damit sie sich erhebe und so zu seiner, des fremden Arztes, Retterin würde, doch war ihm das Instrument in jenem pestverseuchten Schlafgemach unauffindlich. Er selbst erklärte das Geschehen damit, daß wie in der Erde auch im Wort der lebendige Samen einer Wirklichkeit enthalten sein müsse, damit sie zu ihrer Jahreszeit Gestalt annehme, und ein Körper, der den Tod in sich berge, unmöglich auch den Samen des Lebens in sich trage.

Tabib stieß einen Schrei aus, wie man ihn aus einer so dünnen Kehle nie vermutet hätte, einen Schrei, der in die inneren Palastgemächer, zu allen Bewohnern des Harems drang und uns schauern ließ, da nach dem Willen Gottes des Schöpfers niemand außer Jesus von Nazareth je Tote zum Leben erweckt hatte. Die Menge aus schwarzen und chinesischen Eunuchen und Dienerinnen strömte in den Bernsteinsaal, und gleichfalls Seine Exzellenz, der Fürst, den Tabib noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Im weißen Nachtgewand, mit unbedecktem Kopf und bloßen Füßen, erschien er auf dem oberen Treppenabsatz an der Nordseite des Hofes. Im Nachtgewand hatten wir ihn noch nie gesehen. Ohne Kopfbedeckung und Mantel erkannten wir kaum ihn wieder, ein Mann war er von fülliger Gestalt, dessen Stirn in die kupferfarbene Kahlheit seines funkelnden Schädels übergang, auf dem sich das Licht des Kronleuchters orangefarben spiegelte. Wie immer verbarg sich sein Mund unter dem dichten grauen Bart. Am meisten fürchtete ich mich vor seinen Augen, die zwei flammenden Teichen glichen, aus denen nun Tränen quollen und über den Bart flossen. Die Eunuchen und Dienerinnen flohen vor ihm und verbargen sich im Halbdunkel.

Wer ist Tabib? fragte der Fürst.

Einige Eunuchen zerrten am Genick ihn nach vorn. Der Fürst sprach:

Du hast meine Gemahlin uns nicht zurückgebracht? Du hast mir nicht gehorcht! Jetzt sollst du den Ketten gehorchen!

Und so fand das lang vergangene Ereignis, der Besuch jener Frau, seine Erklärung. Über die Treppe der verpesteten Geschehnisse und die bittere Komödie des Herrschererlasses stieg Tabib Hendi hinab und ward in die immerwährende Einsamkeit geleitet, in der ihn jene Feengesichtige schon lange Jahre erwartete. Mit Gewalt wird Tabib in Ketten gelegt, und von Pferden wird er geschleift, bevor man ihn in das glückverheißende Gefängnis stößt, das ihm ein Mutterleib ist, wie er jedem Menschen gesegnet erschiene. Eine Gebärmutter aus Fels und Mörtel umgibt nun einen Dichter wie ihn, und erstmals wohl versteht er in seiner Einsamkeit, was die Schwärze sagt. Da kein einziges Zeugnis seiner Haft erhalten ist, kann ich ahnen bloß, wie er im Kerker lebte und seiner sieben Jahre währenden Finsternis begegnete. Gewiß offenbart ihm die Dunkelheit den Sinn der Helle, und möglich ist es, daß er den winzigen Strahl eines gleichnishaften Lichtes von der Art entdeckt, wie es Gefangene in der Finsternis des Kerkers erschaffen, ein Licht, in dessen Schimmern er über die Frau jenes Geschehens nachdenkt. Widersinnig mag es erscheinen, daß Tabib die finsternen Gänge im Schein des gleichnishaften Lichtes durchsucht, um jene Frau zu finden. Monate vergehen, ohne daß er eine Spur von ihr entdeckt. Es ist eine Schwärze, die wogt und sich bricht und in der vielleicht einmal, in einer fernen Jahreszeit, eine Welle aus Dunkelheit zu gelocktem Haar sich ergießt und über Hals und Schultern und Hüfte strömt.

Eintönig waren die Wochen und Monate im Kerker, die Tage vergingen nicht, und was konnte ein Gefangener vom Schlage Tabibs anderes getan haben, als mit den Fingerspitzen die Locken der Finsternis, nein, das lange Haar, das durch des Kerkers Luft schwebte, zu durchkämmen, mit Sorgfalt zu flechten, immer neue Zöpfe, zwei, vier, vierzig Zöpfe aus dem Haar der Finsternis. Er muß an jene Frau gedacht haben, auf daß er vielleicht ein Licht entdeckte, ein Licht von der Art, aus dem das Rund ihres Gesichts gezeichnet war, denn an einem Ort, wo es weder Papier noch Feder zum Schreiben gibt, blättert die Luft sich selbst und wird zum Bogen, worauf er schreiben oder äthern ihren Leib und ihr Antlitz malen kann, sofern eine Tinte wie die Finsternis vorhanden ist. Der Kerker war von Schwärze erfüllt, und so schrieb er das Rund eines Gesichtes, gerahmt von herabhängenden

Locken, und schrieb die Augen und Augenbrauen, die ohne das Dunkel nicht hätten geschrieben werden können, und schrieb sie so wahrhaftig und echt, daß ihr Lidschlag sichtbar geworden zu sein und die Feengesichtige genau wie in jener Sekunde zu blicken schien. Wenn eine Frau wie sie nach Jahren nun ihm gegenübersteht, dann ist es, als suche sie einen Mund, um ihm etwas zu sagen, und ein Sturm von Worten bricht aus ihren rosenroten Lippen hervor. Vielleicht sagte sie: Mein Gefängniswärter, wie spät hast du mich gefunden? Und so geschah es, daß die Linien in der Dunkelheit einen Sinn annahmen, sie konnten nicht in ihrer Körperlosigkeit verharren, sie mußten zur Gestalt werden, mußten immer weiter nach dem gleichnishaften Licht suchen, um endlich aufzuleuchten und die Blöße selbst zu erhellen. Die Finsternis legt sich als ein Schleier über die Nacktheit, aber wenn eine weiße Aureole gleichnishaften Lichts, ähnlich dem Licht des Horizonts, hinter der Haut aufscheint und den Körper der Feengesichtigen und die Finsternis wie durch eine Linie trennt, steigt ein Umhang aus roter Seide auf und bedeckt die Blöße.

Dadurch gefällt die Finsternis des Kerkers, daß kein Gefängniswärter in dessen Winkel blickt, kein Fremder in seine Abgeschlossenheit vordringt und nur eine helfende Hand von Zeit zu Zeit in die Dunkelheit sich schleicht, um ein Stück Brot und einen Becher Wasser zu reichen, und danach herrscht wieder Finsternis, jene alles umhüllende Finsternis.

Mag kein Schriftstück davon zeugen, verhält es sich dennoch mit Gewißheit so, daß die Worte jener Frauen Körper in Tabibs Seele sich eingeschrieben haben und er ihren Leib hinter tausend Mal geschlossenen Lidern zu sehen vermochte, daß er mit ihr oder dem Kerker vertraut wurde und in der Finsternis ein sei es gleichnishaftes Licht erschaffen hat, in dem er seine Geliebte erblickte. Weiter aber trug sich dem Bericht nach das folgende wohl zu: Tabib sieht nach Jahren der Gefangenschaft die dem Kanzleisekretär schildergleich scheinenden, von Fackeln erleuchteten Gesichter der Wachen, die ihn an den Schultern ergreifen und kniend zum Tor der Festung schleifen. Tabib Hendi wird zu den Wachen gesagt haben, laßt mich nicht frei, denn ich habe Sumanat in meinen Kerker gebracht. Desweiteren ist überliefert, er habe gesagt: Ich war kein Gefangener dieses Kerkers, vielmehr ein Mönch meines eigenen Sumanat; so beläßt mich an der Seite meiner Geliebten, die aus Finsternis besteht. Aber in ihren Angeln bebend, entließen die Steintüren Tabib,

worauf er sich in den Staub zu den Bittstellern setzte, die in großer Schar vor der Festung sich versammelt hatten, und den Wachen auf den Zinnen zurief, diese mögen ihn in seine Einsamkeit von Sumanat zurückbringen, wo seine Geliebte ihn erwarte. Die Wachen aber fragten nach seiner Geliebten, und Tabib ist keiner, der nicht aufrichtig geantwortet hätte. Er muß das Haar beschrieben haben, über das er am Anfang nachgedacht hatte, und es ist weithin bekannt, daß er ein Gedicht auf das aufgewühlte Haar gesungen hat, wie es über den morgendämmrigen Horizont von Wange und Schultern der Geliebten fließt, er muß die Lippen beschrieben haben, die sich beim Aufsteigen jedes Wortes rot und rosengleich öffnen. Und wie es die Gewohnheit der Liebestrunkenen ist, muß er mit den Fingerspitzen den zypressengleichen Leib seiner Geliebten in die Luft gezeichnet haben, er muß von der Farbe ihres Kleides gesprochen haben, röter als Blut. Der Kanzleisekretär schreibt, die Wahrhaftigkeit der Worte, wie sie einer von Tabibs Schläge im Liebeswahn spreche, bezeichne zugleich die Narrheit seines Schicksals, habe dieses doch gewollt, daß die Geliebte des Dichters im Netz frevelhafter Umarmungen der Wachleute sich verfang. Der Grund für dieses grausam spottende Schicksal sei in der Einfältigkeit des Dichters zu sehen, der seine Hoffnung auf die Güte der Wachen gesetzt und gesagt habe: Ich habe das Geheimnis meiner Geliebten, das Geheimnis von Sumanat gelüftet, vielleicht achten die Wachen ihre Keuschheit. Kein Tag war vergangen, als er das Gedicht, das er in der Kehle der Geliebten gesungen hatte, von den Zinnen erschallen hörte. Wie Mohammad Hasan Chan, der Sekretär, schreibt, beschwor Tabib die Wachen, sie mögen das rote Gewand, das er sich um den Körper der Geliebten erdacht hat, nicht zerreißen, damit sie in der Umhüllung seines Gedichts verborgen bleibe, doch fügt der Sekretär fragend hinzu, welche Schöne je vor den verderblichen Händen der Wachen hätte fliehend die Geheimnisse ihres Körpers wahren können? Es wird überliefert, Tabib Hendi habe gesagt: Ich selbst kannte das Wesen ihres Schreies, da ich ihn auf die Brust der Geliebten geschrieben hatte, damit sie ihn im Augenblick der Qual ausstoßen könne, ich wußte, wie er klingen würde, glockengleich erzitternd vor Furcht.

In den Schriften von Mirza Mohammad Hasan Surmaqani ist erwähnt, man habe Tabib bei Tagesanbruch in der Asche unter den Bittstellern gesehen, wie er auf seinen Knien hockte, das Gesicht den Zinnen zugewandt. Die Wachen schrien ein

ums andere Mal: Tabib! Bist du noch wach?, doch vernahmen sie keine Antwort. Als die Sonne hoch am Himmel stand, entdeckten die anderen Bittsteller Tabibs Leiche, die unverändert in Gebetshaltung kniete, das Gesicht den Zinnen zugewandt. Seine bernsteinfarbenen Hände lagen mit den Handflächen nach oben auf den Schenkeln, die Augen waren geöffnet, der Mund nicht ganz geschlossen, als ströme das Gedicht auf die Geliebte, das er ohne Unterlaß gesungen hatte, noch immer aus seinen Lippen.

**Übersetzt von Roxane Haag-Higuichi
und Navid Kermani**